

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Oldenburgische Blätter. 1817-1848 5 (1821)

49 (3.12.1821)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-769795](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-769795)

Oldenburgische Blätter.

N^o. 49. Montag, den 3. December, 1821.

E t w a s

über die Wald-Urgeschichte Oldenburgs.

Von dem Kreisphysicus Dr. Osthoff in Wehra.

Von dem Augenblicke an, als ich Oldenburg als mein Vaterland lieben durfte, war es mein Bestreben, das was mir an Kenntniß der Natur verliehen war, zur Erforschung der natürlichen Beschaffenheit dieses in jeder Hinsicht so sehr gefegneten Landes anzuwenden. Eines Theils bestimmte mich die Ueberzeugung, daß es Pflicht sey, mich mit dem Staate, der mich ernähren und schützen sollte, innigst zu befreunden, so zu befreunden, daß ich dereinst nicht befürchten dürfe, von ihm als ein lästiges und unheimisches Mitglied bloß geduldet zu werden. Andern Theils reizte mich die Natur dieses Landes selbst, welches, aus so verschiedenartigen Theilen zusammengefügt, mit dem Weltmeere sowohl als mit dem festen Lande auf eine so eigenthümliche Art in Verbindung stehend, durch so charakteristisch getrennte Volksstämme bevölkert, und durch so mannichfache Producte ausgezeichnet, dem aufmerksamen Beobachter so reichen Stoff darbietet. Jahrelang habe ich mich der

Freude hingegeben, nicht nur in diesem natürlichen Reichthum zu schwelgen, sondern auch die Natur in ihrem schöpferischen Wirken da zu belauschen, wo sie seit langer Zeit unthätig zu ruhen scheint. Es ergöhte mich, ihr selbst da einen Reiz abzugewinnen, wo sie anfangs das Gefühl zu beleidigen scheinet; ich fühlte mich glücklich, selbst da die Allmacht Gottes bewundern zu dürfen, wo in der weiten Einöde nur Tod und Trauer zu herrschen scheint. Diese stille Freude an der Natur erhob mich als Sieger im steten Kampfe mit Lebensverhältnissen, welcher ein schweres Opfer, mein Theuerstes, meinen Seelenfrieden zu verlangen schien, und rettete mein Vertrauen zu der höhern Macht, welche den nie untergehen läßt, der Muth genug hat, nicht untergehen zu wollen.

Dieses Streben, dieses Ergöhen und dieses Kämpfen erzeugten eine Menge schriftlicher Arbeiten, welche als Materialien zu einer künftigen Topographie unsers Vaterlandes dienen sollen.



Die in diesen Blättern schon früher mitgetheilten Aufsätze, so wie diejenigen, welche noch folgen werden, darf der Leser als Proben dieses Werkes nehmen, für dessen Vollendung ich günstigere Verhältnisse erwarten muß. Es erscheinen diese Arbeiten hier nur als allgemeine Züge aus einem größern Gemälde, dessen Einzelheiten erst später zu einem Ganzen zusammenzutreten können. Möge der Leser auch dieses Unvollkommene mit Nachsicht aufnehmen, und mir wenigstens guten Willen zugesiehen, wenn er auch die Ausführung nicht probehaltig finden sollte.

Die großen Veränderungen, welche die Oberfläche unsers Erdballes in Zeitaltern, welche weit jenseits aller geschichtlichen Erinnerung liegen, im Kampfe der gegen einander wüthenden Elemente erleiden mußte, gingen, eine Reihe von vielen Jahrtausenden hindurch, allmählig in einen Ruhestand über, welcher jetzt nur noch durch beschränkte Naturbegebenheiten und durch die Hand des vermessenen Menschen gestört wird.

Alle diese Veränderungen aber betrafen nicht bloß den Boden, nicht bloß das, was leblos an ihm haftete, sie erstreckten sich auch über alle diejenigen Wesen, welche, von den rohesten Anfängen des Lebens an bis zur höchsten Potenz desselben, von ihm getragen, erzeugt und ernährt werden. Wir finden die deutlichsten Beweise, daß das Menschengeschlecht so gut als das Thier-

reich Versetzungen in unheimathliche Gegenden, Verwandlungen und Vernichtungen unterworfen gewesen, je nach dem der Boden, oder das Element, welches sie bewohnten, in den großen Erdrevolutionen umgeändert wurde. Nichts seltenes ist es, uralte Reste von Thierarten in Weltgegenden zu finden, denen sie nicht ursprünglich angehören. Milliarden von Schaalthieren sehen wir, in Gegenden, die mit dem Weltmeere nicht mehr in der geringsten Verbindung stehen, zu hartem Fels versteinert. Wir entdecken tief unter der Erdoberfläche noch täglich Ueberbleibsel von Thiergattungen, welche längst aus der Reihe der lebenden Wesen verschwunden sind. Wie viele Menschengenerationen, auf den ersten Stufen der Bildung stehend, mögen die empörten Elemente verschlungen haben, ehe ihre Beruhigung eine allmähliche Wiedervermehrung, eine langsame Vervollkommnung der Gattung gestattete!

Auch unser Vaterland ist nicht mehr das, was es war, als der große Schöpfer sein "Werde!" sprach. Sein Boden, mit allem, was er trägt und ernährt, ist Erzeugniß einer Aufeinanderfolge von Vernichtungs- und Bildungsprocessen, welche, durch eine nicht zu berechnende Zeit fortgesetzt, sich in eine ruhige Fortbildung beendigt haben.

Doch ist wohl kein Naturreich mehreren und umfassenderen Veränderungen ausgesetzt gewesen, als die Pflanzenwelt. Beraubt der Willkühr, und des Vermögens, ihre Stelle zu ändern, war die Pflanze bloß mit Wurzeln an

die äußerste Oberfläche des Bodens geheset, und jeder Machtäußerung der Elemente preisgegeben. Kaum war in jenen dunkeln Zeitaltern der großen Weltcatastrophen eine Vegetation dem jugendlichen Boden entsprossen, so wurde sie schon wieder durch Stürmungen, Versenkungen, Orcane, oder vulcanische Ausbrüche vernichtet. Es wurden ganze Pflanzenschöpfungen durch die empörten Meeresfluthen in Gegenden getragen, wo sie nicht fortgedeihen konnten, oder, mit allmählich verhärtendem Schlamm bedeckt, noch jetzt in versteinerten Ueberresten, oder in Abdrücken sichtbar sind.

Ungeheure Waldstrecken wurden an ihrer Geburtsstätte versenkt, oder überschüttet, und mußten als Grundlage zur Bildung neuer Körper, z. B. der Steinkohle und der Braunkohle, dienen. Ganze Wälder wurden durch Entsehung neuer Landseen ersäuft; aus ihren versmoderten Theilen erzeugten sich Moore und Torflager, oder sie gingen in gänzliche Verwesung über, und halfen so eine fruchtbare Erdschicht bilden, die vereinst als die Gebärerin einer neuen Pflanzenschöpfung auftreten sollte. Orcane, von deren Heftigkeit man sich jetzt nur noch unter den Wensdezirkein einen Begriff machen kann, brachen ganze Waldstrecken zu Boden; wüthende Meeresfluthen drangen ins Land, und entführten den Boden samt den Wäldern, welche ihn schmückten; Waldbrände zerstörten weitengroße Strecken; und vulcanische Ausbrüche, das Lieblingswerkzeug der uralten Na-

tur bey der Umwälzung und Wiederbildung der Erdrinde, bedeckten große Landstriche, welche vorher im Pflanzenschmuck prangten.

Doch die Natur ersetzte da, wo ihr keine unüberwindliche Hindernisse in den Weg traten, bald den Verlust wieder. Aus den Trümmern der zerstörten Pflanzenwelt erhoben sich neue Vegetationen, um vielleicht einer abermahligen Vernichtung entgegen zu wachsen. Dieses Walten der ungebundenen zerstörenden und wiedererschaffenden Naturkräfte dauerte Jahrtausende hindurch fort. Ihr Streit und Widerstreit lösete sich endlich in einen Naturfrieden auf, der nur zuweilen durch kleine, und immer kleinere, Störungen unterbrochen wurde. Mit diesem Frieden begann die Pflanzenwelt, besonders das Gebiet der Waldbäume, sich über den Erdboden auszudehnen. Gebirge, Thäler und Ebenen deckten sich allmählig mit einem Baumschmuck, der die vorhergegangenen Zerstörungen des Bodens verbergte; und langsam wurde er mit einer Hülle von fruchtbarer Erde bekleidet, in welcher die Gewächse üppig fortgedeihen konnten.

Aber mit diesem Ruhestand erwuchs der Baumschöpfung wieder ein neuer Feind, der Mensch. Allmählig aus seinem rohen Naturzustande erlöset, fing der Mensch an, sowohl urbaren Landes als des Schutzes gegen Unbilde der Witterung zu bedürfen. Zu erstem mußte er sich Raum schaffen in den Waldungen, deren Thiere ihn nicht mehr befriedigten; zu seinen Wohnungen war

ihm das Holz unentbehrlich, welches ihn umgab. Mit der Vermehrung des Menschengeschlechts stieg dieses Bedürfnis; mit seiner Ausbreitung und Trennung in Völkerschaften wurde immer mehr Raum erforderlich. Wie der Mensch es anfang, sich in den unwirthbaren Urwaldungen Bahn zu brechen, mögen uns die noch jetzt fortdauernden Ansiedelungen in America's Wäldern versinnlichen. Das Feuer bot den übrigen Werkzeugen hülfreiche Hand; nur in Masse und nur schnell ohne Anstrengung sollte vernichtet werden.

Der Mensch zerstörte leider nicht wie die Natur, welche im Vernichten sich selbst wieder die Bedingungen zum Wiedersatz schuf. Wo die Art des Menschen oder sein Feuer vertilgte, da ging zugleich die Möglichkeit des Ersatzes verloren; denn seine Aecker und seine Weiden durften nicht mehr als Waldboden gelten. — Je mehr der Mensch sich Lust und Licht in den Urforsten schuf, um so schneller gingen diese an, nun auch von selbst zurück zu weichen, und immer dünner und lichter zu werden. Die Hauptbedingung ihrer Wiedererzeugung, der wechselseitige Schutz, begann zu mangeln. Nicht nur die Säume der Waldungen, sondern auch ihr Inneres empfand den üblen Einfluß der Winde und Stürme. Die Waldriesen schrumpften in Krüppel zusammen, welche keinen fruchtbaren Samen trugen; der Same fiel nicht mehr in geschützten Boden, und blieb für die Fortpflanzung verloren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Selbst noch in den Zeiten, in welchen ein höherer Culturzustand den Menschen schon hätte aufmerksam machen, in welchen das immer schnellere Verschwinden ganzer Walddistricte ihm hätte Besorgnisse erregen müssen, selbst da hörte er noch nicht auf, planlos und ruchlos zu zerstören, statt mit Ueberlegung zu benutzen, und der Natur in der Wiedererzeugung behülflich zu werden. So geschah es, daß das, was das wilde Toben roher Naturkräfte nicht vermochte, endlich durch die Hände des vernünftigen Menschen bewerkstelliget wurde, nämlich, daß ganze Landstriche ihres Baumschmuckes entblößt, so entblößt wurden, daß viele Gegenden es zweifelhaft lassen, ob ihr Boden jemals fähig gewesen sey, einen Baum zu tragen.

Das Reich der Pflanzen erhält und ernährt da, wo es der Ruhe und des ungestörten wechselseitigen Schutzes genießen kann, sich selbst. Die vermordete Pflanze, der abgestorbene Baum, bestehe er auch aus dem härtesten Holze, bilden in der Verwesung einen neuen Boden, worin der jugendliche Nachwuchs rasch empor treibt. Der lebende Baum spendet alljährlich sein Laub, um der keimenden Saat unter ihm eine ernährende und schützende Decke zu geben. Der Schatten des dichten Waldes leidet nicht die gänzliche Verdunstung der zum Fortwuchs nöthigen Feuchtigkeit des Bodens; er hält den brennenden Sonnenstrahl ab, welcher das nachwachsende Geschlecht zerstören würde.

Warum lernen unsre Taubstummen das Sprechen nicht?

„Warum lernen unsre Taubstummen das Sprechen nicht?“ — So haben viele gefragt, welche die hiesige Taubstummen-Anstalt besuchten, besonders die, welche schon die Anstalt in Berlin gesehen hatten. Zur allgemeinen Antwort, auch für andre, die vielleicht noch so fragen möchten, mag folgendes dienen.

Es geschieht deshalb nicht, weil es zu viel Zeit (die große Mühe soll nicht in Anschlag gebracht werden) erfordert, die Taubstummen die mündliche Aussprache zu lehren, und weil der daraus entstehende Nutzen in keinem Vergleich mit der großen Mühe, und vor allem mit dem großen Zeitverluste gebracht werden kann, den dies erfordert. Ein großer Theil der Zeit, die dem Taubstummen in der Anstalt zubringen erlaubt ist, geht mit der Erlernung der mündlichen Taubstummen-Sprache verloren. Ohne besondere Vortheile dadurch zu erhalten, (denn die Mittheilung bleibt doch nur immer einseitig) peinigen sich die armen Kinder, die ohnedies so viel zu lernen haben, mit der Erlernung die-

ser Sprache, und sie werden für die Folge sehr lästige Gesellschafter, besonders durch das Rauhe und Unangenehme der Taubstummen-Sprache. In der hiesigen Anstalt, die nur erst im Werden ist, kann auch deshalb auf die Erlernung der mündlichen Sprache keine Rücksicht genommen werden, weil alle bis jetzt darin aufgenommene Kinder schon so alt sind, daß die Anstalt sich schlechterdings nur mit dem Nützlichen und durchaus Nothwendigen beschäftigen kann. Ist die Anstalt erst in jeder Hinsicht fest gegründet, und werden besonders die Kinder zu rechter Zeit, d. h. im siebenten oder im achten Jahre hieher geschickt: so könnte eher und leichter, wenn es verlangt würde, die mündliche Aussprache gelehrt werden. Es ist nicht zu leugnen, daß es Bewunderung erregt, wenn man in eine solche Anstalt tritt, und, was man gar nicht erwartet, die sonst Stumm men reden hört; und dies Bewundern ist auch fast alles. Hier soll aber nichts geschehen, um bloße Bewunderung zu erregen.

Wildeshausen. Oldenburg.

Ueber Bevölkerung.

(Aus dem Journal des débats vom 12. Nov. 1821.)

Bis vor wenigen Jahren waren alle Bevölkerung eines Staates der Staatsmänner darin einig, daß die Maßstab seiner Wohlfahrt sey. Sie



beurtheilten die Güte einer Staatsverwaltung nach der Sorge derselben für die Vermehrung der Bevölkerung. Die Wahrheit dieses Grundsatzes schien so offenbar zu seyn, daß man sich damit begnügte, ihn auszusprechen, und es nicht einmal für nöthig hielt, ihn durch Erörterungen und durch geschichtliche Thatsachen zu unterstützen. — Aber welche Wahrheit, und wäre sie auch durch allgemeine innere Ueberzeugung und durch die Erfahrung geheiligt, ist wohl gegen die Paradoxen: Sucht unsers Zeitalters gesichert? — In England erhob sich plöblich Herr Malthus, opferte die Ehrfurcht vor der allgemeinen Meynung der Sucht, sich berühmt zu machen, auf, bekämpfte künftige Generationen, und sah Zerstörung des Menschengeschlechts in den Mitteln, die die Natur zu ihrer Vermehrung bestimmte. Er rief: "Nur die zu große Bevölkerung droht den Staaten Gefahr! Menschenliebe ist es, welche einige wilde Völkerschaften antreibt, ihre Alten zu tödten, die die Erde nur belästigen, und die mehr verzehren, als sie durch Arbeit wieder ersetzen können. Nur aus Menschlichkeit setzen die Chinesen ihre Kinder aus, wenn sie sie nicht ernähren können. Es ist barbarisches Mitleid, es ist eine der menschlichen Gesellschaft widerstrebende Wohlthätigkeit, wenn civilisirte Staaten sich mit der Unterstützung der Armen beschäftigen. Das beste Mittel, keine Arme mehr zu haben, ist, daß man die, welche da sind, verhunzern läßt. Durch dies Mittel werden

auch die Heyrathen unter dieser Classe von Menschen verhindert. Und wagen dennoch solche Leute dergleichen gefährliche Verbindungen, so wissen sie das schreckliche Loos vorher, welches die Früchte ihrer Unbesonnenheit erwartet. Durch jenes Mittel wird dem Scandal solcher Familien vorgebeugt, deren zahlreiche Nachkommenschaft stetem Elend geweiht ist; die Quelle ihrer Klagen wird verstopft, womit sie die Ohren der Vermögenden belästigen; und es fallen die verderblichen Almosen weg, die dem Luxus entzogen werden."

Dies ist, wenn nicht den Worten, doch dem Sinne nach, der kurze Inhalt des ungeheuern Systems des Herrn Malthus, wodurch dieser politische Menschenfreund sich in ganz Europa berühmt gemacht hat. Flüchtige Leser wurden durch die zuversichtlichen Demonstrationen desselben überrascht, und die, deren Leidenschaften durch jene Lehren geschmeichelt wurde, stimmten in diesen Beyfall ein.

In allen Ländern fanden aber auch diese Lehren edle und beredete Gegner. Der ausgezeichnetste unter ihnen ist William Godwin in seinem im J. 1820. in London erschienenen Werke: *An Enquiry concerning the power of increase in the numbers of Mankind, being an Answer to Mr. Malthus Essay on that Subject.* Er ist der erste, der jene Behauptungen einer strengen Untersuchung unterworfen, die Wichtigkeit der



Gründe, worauf sie sich stützen, gezeigt, und die Gefahr der unvermeidlichen Folgen derselben dargelegt hat. Er hat sich auch nicht bloß auf philosophisch-moralische Beweise beschränkt, die dem Sophisten und dem von Vorurtheilen eingenommenen leicht Angriffspunkte darbieten. Durch Hülfe eines berühmten Mathematikers, Herrn Booth, hat er die Gründe verstärkt, die Religion, Humanität und gesunder Menschenverstand ihm darboten. Herr Booth beweist unter andern die Falschheit der Folgerungen, die Herr Malthus aus einer von ihm vorausgesetzten Regel zieht. Nach dieser Regel soll die Bevölkerung in geometrischer Proportion zunehmen, und die Zunahme der Mittel des Unterhalts in arithmetischer Progression. Wäre das erstere richtig, so müßte die Zahl der Nachkommen eines Ehepaars in 900 Jahren über 10 Millionen betragen. — Auch widerlegt Herr Booth dasjenige, was Herr Malthus von der schnellen Zunahme der Bevölkerung von Nordamerika sagt. Diese Zunahme ist fast ganz allein die Folge der großen Einwanderung seit 150 Jahren; und die

meisten der Eingewanderten waren in ihren besten Jahren. In einem solchen Lande muß man nicht die Gesetze der Bevölkerung studiren. Vergleicht man die drey letzten in den Nordamerikanischen Freystaaten vorgenommenen Zählungen, so wird man finden, daß die Zahl der Einwohner unter 16 Jahren der ganzen übrigen Bevölkerung gleich ist, welches in einem Lande, dessen Bevölkerung sich in 20 Jahren verdoppelte, unmöglich seyn würde.

Die Schrift des Herrn Godwin zeichnet sich außerdem noch durch viele neue, geistreiche und tiefsinnige Gedanken aus. Die lebhafteste Schreibart desselben findet man in der Französischen Uebersetzung wieder, welche den Titel führt: Recherches sur la population et sur la faculté d'accroissement de l'espèce humaine, contenant une réfutation des doctrines de M. Malthus sur cette matière; par William Godwin. Traduit de l'anglais par F. S. Constancio, doct. med. Deux Vol. in 8. Prix 12 fr. (Eine Deutsche Uebersetzung dieses Werkes ist noch nicht erschienen.)

Mittel wider die Läuse-Krankheit des Rindviehes.

In Nr. 15. dieser Blätter vom Jahr 1819. befindet sich ein Aufsatz über die Läuse-Krankheit des Rindviehes, worin auch der Wunsch geäußert wird, daß der, dem ein sicheres und unschädliches Mittel dagegen bekannt sey, selb-

biges in diesen Blättern mittheilen möchte.

Von Vielen wird dawider eine Lauge von Arsenik gebraucht, womit sehr leicht vieles Unheil angerichtet werden kann.

Es sind mir Fälle bekannt, wo in einem

Stalle, bey 10 bis 12 Stück Vieh, welches mit dieser Lauge gewaschen worden, die Haut durchgefressen war. Es erforderte lange Zeit und viele Mühe, ehe eine vollständige Heilung bewirkt wurde; und das Ungeziefer selbst war doch nicht getödtet worden. Folgendes Mittel kann ich als ganz sicher und unschädlich empfehlen, indem ich selbiges schon seit einigen Jahren mit gutem Erfolg gebraucht habe.

Man nimmt für jedes Stück Vieh ungefähr drey Kannen Wasser, thut hierin eine gute halbe Kanne Bohnsasche, eine gute Wallnußgroß braune Seife, wie auch etwas Toback und grünen Vitriol; dieses läßt man zusammen eine Weile kochen, nachher nimmt man es vom Feuer und läßt es abkühlen. Mit dieser Lauge wird das Vieh gut gewaschen. Man muß, wenn man das Vieh damit wäscht, die Lauge bisweilen umrühren, damit nicht das Vieh am Boden bleibe. Das Vieh wird zwar etwas unsauber durch die Bohnsasche; aber man kann es, wenn es wieder trocken geworden, durch Kämmen mit einem Pferdekamm und einer Bürste wieder reinigen. Da aber die beschriebene Lauge an allen Orten nicht gut zu bereiten ist, indem in denjenigen

Gegenden, wo keine Bohnen gebauet werden, es an Bohnsasche fehlt, so kann die mit Schwefel bereitete Quecksilbersalbe (*Unguentum Neapolitanum*) auch mit gutem Erfolg gebraucht werden, wovon man hin und wieder auf das Haar streicht, und selbige mit einem Strohwisch von einander reibt. Nur muß man sich hüten, von dieser Salbe zu viel aufzustreichen, weil dies dem Vieh schädlich werden würde. Auch muß man die Salbe nicht mit den bloßen Fingern berühren, sondern Handschuh dabey anziehen, wenn man sich nicht sehr unangenehmen Folgen aussetzen will. Diese Vorsicht wird auch bey dem in Nr. 43. dieser Blätter mitgetheilten, übrigens sehr probaten, Mittel gegen die Räude der Schafe dringend zu empfehlen seyn.

Daß aber, wie einige glauben, die Käusekrankheit eine Folge schlechter Fütterung sey, dem muß ich widersprechen; denn ich habe schon mehreremale erfahren, daß Vieh, welches mager war, wenig oder gar nicht damit befallen, hingegen anderes, welches in gutem Stande war, sehr damit behaftet war. Bey jungem Viehe, besonders Kälbern, ist sie gewöhnlich.

—n.

—g.

Anfrage wegen blauer Dinte.

Man wünscht, daß eine Vorschrift, Blättern bekannt gemacht werde, blaue Dinte zu bereiten, in diesen